

Der Staatsrath Mal entfernte sich, und Bonaparte blieb jetzt allein mit Fouché zurück. „Sie haben Ihre Beweise gegeben, Fouché,“ sagte Bonaparte, „und ich glaube Ihnen jetzt. Wenn man Wölfe hezen muß, sind Sie ein guter Bluthund, und wir wollen die Jagd beginnen. Ich mache Sie von diesem Augenblick an vorläufig zum Chef der geheimen Polizei, Sie werden als solcher mir diese ganze Sache erst zu Ende führen, mir helfen, das ganze Morgeweb zu zerreißen, und Ihr Lohn wird sein, daß ich Sie wieder zum Polizeiminister ernenne.“ Ich werde mein Wort erfüllen, sobald Sie das Ihre erfüllt, und mir die Häupter der Verschworenen ausgeliefert haben.“

„Sie lassen eben Moreau verhaften, General,“ erwiderte Fouché ehrerbietig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß in einigen Stunden auch Pichegru und Georges verhaftet sein werden.“

„Sie vergessen die Hauptperson,“ rief Bonaparte, über dessen eherner Stirn es wie eine Gewitterwolke hinzog. „Sie vergessen die Frage des begrabenen Königthums, den sogenannten König Ludwig den Siebenzehnten. Still! Ich sage Ihnen, ich will diesen Menschen haben, ich will der royalistischen Mitter den Stachel ausreißen, damit sie nicht mehr beißen kann. Schaffen Sie mir den Menschen her. Die Republik ist eine zürnende Göttin, und sie verlangt ein Königsopfer. Geben Sie mir diesen Betrüger, oder es geschieht etwas Schlimmeres, und ich nehme ein anderes königliches Haupt! Gehen Sie, und ich rathe Ihnen, bringen Sie mir, ehe die Sonne sinkt, die Botschaft, daß dieser fabelhafte König Ludwig als Betrüger verhaftet ist, oder die Sonne Ihres Glückes ist auf immer untergegangen! Fort jetzt! Gehen Sie hier hinaus durch den kleinen Corridor, und dann durch die geheime Pforte, Sie kennen den Weg! Gehen Sie!“

Fouché wagte dem gebieterischen Befehl nicht zu widersprechen, sondern zog sich leise und eilig nach der Pfortüre zurück, welche nach dem kleinen düstern Vorzimmer, und von da durch eine Thür, welche nur die Eingeweihten zu öffnen verstanden, auf den geheimen Corridor führte.

Aber kaum war Fouché in das kleine düstere Vorzimmer eingetreten, als eine Hand sich auf seinen Arm legte, und eine Frauenstimme flüsterte: „Ich muß Sie sprechen! Sogleich! Kommen Sie! Hierher!“

Die Hand zog ihn vorwärts nach der Wand hin, eine sprang auf, leise, geräuschlos. Die Hand zog Fouché vorwärts, die Stimme flüsterte: „Drei Stufen hinab. Seien Sie vorsichtig!“

\* Die Ernennung Fouché's zum Polizeiminister erfolgte dann ihm Juni dieses Jahres 1804.

## Josephine.

Fouché weigerte sich nicht, er folgte ohne Widerstreben seiner Führerin die kleine Treppe hinunter, den dunklen Corridor hinab, die andere kleine Treppe wieder hinauf. Er hatte die Stimme erkannt, er wußte, daß seine Führerin keine andere war, als Josephine, die Gemahlin des Ersten Consuls.

Jetzt, durch die geheime Thüre, die sich am Ende des Corridors befand, traten sie ein in ein düsteres kleines Vorzimmer, ganz dem ähnlich, welches vor dem Cabinet des Consuls lag, und Josephine führte ihn von dort nun in ihr Cabinet.

„Sie werden Bonaparte nichts sagen von diesem geheimen Wege, Fouché,“ sagte Josephine mit sanfter, bittender Stimme. „Er kennt ihn nicht, ich habe ihn heimlich anfertigen lassen, während er im vorigen Sommer in Boulogne war. Sie schwören mir, daß Sie nichts davon verrathen?“

„Ich schwöre es, Generalin.“

„Gott weiß es, daß ich diesen Weg nicht geschaffen habe aus Neugierde, um Bonaparte behörden zu können,“ fuhr Josephine fort. „Aber es ist zuweilen nöthig, daß ich weiß, was geschieht, und daß ich, wenn Bonaparte wüthet, herbeieilen kann, ihn zu befänstigen, und seinen Born zu beschwichtigen. Ich habe schon manches Unheil verhütet, seit ich diesen geheimen Weg gehen und Bonaparte behörden kann. Aber was habe ich heute hören müssen! Oh Fouché, es war Gott selber, welcher mir den Gedanken eingab, zu horchen. Ich war bei ihm, als man Sie meldete, und ich dachte mir wohl, daß Ihr Besuch etwas Besonderes, Schreckliches zu bedeuten habe. Ich habe Alles gehört, Fouché, Alles, sage ich Ihnen! Ich weiß, daß sein Leben bedroht ist, daß fünfzig Dolche auf ihn gerichtet sind. Oh mein Gott, diese ewige Angst und Aufregung wird mich tödten! Ich habe keinen Frieden, keine Seelenruhe mehr! Seit dem unglücklichen Tage, daß wir unser liebes, kleines Haus verlassen haben, um in den Tuillerien zu wohnen, seit diesem Tage ist es vorbei mit allem Glück und aller Freude. Warum haben wir das gethan, warum sind wir nicht in unserm kleinen Luxemburg geblieben, warum haben wir uns verkleiten lassen, das Schloß der Könige zu bewohnen!“

„Dem größten Manne Frankreichs geziemt es wohl, das ausgestorbene Haus der Könige zu bewohnen,“ sagte Fouché.

„Ja wohl,“ seufzte Josephine, „ich kenne diese Redensarten, mit denen Ihr meinem armen Bonaparte den Kopf betäubt. Oh Ihr, Ihr, seine Schmeichler

und Heßer, Ihr werdet die Schuld tragen, wenn das Unglück über uns hereinbricht! Ihr habt ihn berauscht mit dem Weisrauch der Schmeichelei, Ihr lößt ihm täglich, stündlich dies süße Gift ein, an welchem unser Glück und unser Friede sterben wird. Er war so gut, so fröhlich, so glücklich, mein Bonaparte! Er war zufrieden mit den Lorbeeren, welche seine Siege ihm um die Stirn gelegt, aber Ihr küßtet fort und fort in sein Ohr, daß seinen Lorbeeren eine Krone gebühre. Ihr schmeicheltet seinen ehrgeizigen Wünschen, und was ganz geheim in der Tiefe seines Herzens schlummerte, und was ich beschwichtigte mit meinen Küßen, mit meiner streichelnden Hand, das gabt Ihr Euch alle Mühe hervorzuziehen an das Licht: seinen Ehrgeiz, seine Eitelkeit, seine Machtgelüste! Oh Fouché, Ihr seid schlecht, grausam und erbärmlich! Ich hasse, ich verabscheue Euch Alle, denn Ihr werdet die Mörder meines Bonaparte sein!“

Sie hatte das Alles mit leiser Stimme, mit fliegendem Athem gesprochen, während die Thränen ihr über das liebliche Angesicht strömten, und ihre ganze Gestalt bebte vor innerer Bewegung. Jetzt sank sie ganz zerbrochen auf einen Sessel nieder und schlug ihre kleinen, von Brillanten funkelnden Hände vor ihr Angesicht.

„Generalin, Sie sind ungerecht,“ sagte Fouché leise. „Wenn Sie meine Unterredung mit dem Ersten Consul gehört haben, so wissen Sie auch, daß ich gerade gekommen bin um ihn vor Mördern zu bewahren, und sein kostbares Leben zu sichern.“

„Und dabei das Gift von der zukünftigen Kaiserkrone in sein Ohr zu täufeln,“ zürnte Josephine. „Oh, ich kenne das! Mit Verschwörungen, mit Dolchen hezt Ihr ihn vorwärts. Ihr wollt, daß Er Kaiser werde, damit Ihr Herzöge und Fürsten werdet! Ich sehe das Alles, und ich kann's nicht hindern, denn er glaubt mir nicht mehr, er hört nicht mehr auf die Stimme seiner ehrgeizigen Schmeichler, und er wird sich die Kaiserkrone aufzwingen lassen zu unserm Unglück! Oh ich weiß das! Diese Kaiserkrone wird uns zerschmettern! Man hat es mir wohl in meiner Jugend schon prophezeit, daß ich Kaiserin würde, aber man hat mir auch prophezeit, daß es nicht auf lange Zeit sein würde. Und ich möchte so gern noch leben, und ich möchte so gern noch glücklich sein!“

„Sie werden es sein, Generalin,“ sagte Fouché lächelnd. „Es ist immerhin ein Glück, eine Kaiserkrone zu tragen, und Ihr schönes und edles Haupt verdient es sie zu besitzen.“

„Nein, nein,“ rief sie zornig. „Fangen Sie Ihre Schmeicheleien nicht auch bei mir an! Ich bin es zufrieden, eine geliebte und glückliche Frau zu sein, ich verlange keine Krone. Die gekrönten Häupter, welche in den Tuillerien wohnen, sind dem Unheil verfallen, und die Perlen ihrer Krone verwandelt sich in Thrä-

nen! Aber was hilft es, daß ich das Alles Ihnen sage und klage, es ist doch vergeblich, ganz vergeblich! Ich habe Sie auch nicht deshalb hierher geführt. Es ist um etwas ganz Anderes! Hören Sie, Fouché, ich kann es nicht hindern, daß Ihr Bonaparte zum Kaiser macht, aber Ihr sollt ihn nicht zum Königsmörder machen! Ich leide es nicht, bei Gott und allen Heiligen schwöre ich es Ihnen, ich leide es nicht!“

„Ich verstehe Sie nicht, Generalin,“ sagte Fouché, „ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Oh, Sie verstehen mich sehr wohl, Fouché. Sie wissen, daß ich von dem König Ludwig dem Siebenzehnten spreche.“

„Ach, Generalin,“ lachte Fouché, „Sie wollen sagen von dem Betrüger, der sich für die „Waise des Temple“ ausgibt.“

„Der ist es, Fouché. Ich weiß es, ich kenne die Geschichte seiner Flucht. Ich war als Gefangene in der Conciergerie, und ich war in seinem Gefängniß mit Doulan, dem Getreuen der Königin. Er kannte meine Anhänglichkeit für die unglückliche Königin, er vertraute mir sein Geheimniß von der Flucht des Dauphin. Und später, als ich befreit ward, da haben mir Tallien und Barras es bestätigt, daß der Dauphin entflohen war, daß er vom Prinzen von Condé verborgen gehalten werde. Ich habe Alles gewußt, Alles, sage ich Ihnen, ich habe gewußt, wer der Adjutant Kleber's war, ich forschte ihm nach, als er nach der Schlacht von Marengo verschwunden war, und als meine Agenten mir meldeten, daß der junge König gestorben sei, da habe ich um ihn getrauert und für ihn gebetet. Und nun, da ich erfahre, daß der unglückliche Sohn meiner schönen Königin noch lebt, nun soll ich es dulden, daß er wie ein Verbrecher sterben soll. Nein, nimmermehr wird das geschehen, ich sage Ihnen, Fouché, ich werde es nicht leiden, ich will nicht, daß dieser unglückliche junge Mann geopfert werde! Sie müssen ihn retten, ich will es!“

„Ich!“ rief Fouché erschrocken. „Aber Sie wissen, daß das unmöglich ist, denn Sie haben ja meine Unterredung mit dem Ersten Consul gehört. Er hat es selbst gesagt: „Die Republik fordert ein Königsopfer. Wenn es nicht dieser sogenannte König Ludwig ist, so wird es der Herzog von Enghien sein,“ denn ein Opfer muß fallen, damit die Royalisten erschrecken, und endlich Ruhe geben.“

„Aber ich will nicht, daß Ihr Menschenopfer bringt, rief Josephine, „die Republik soll kein blutiger Moloch mehr sein wie in den Zeiten der Guillotine. Sie sollen, und Sie müssen den Sohn der Königin Marie Antoinette retten. Ich verlange es, damit ich in meinem Gewissen Ruhe habe, damit ich ohne Würfe leben und vielleicht sogar wieder glücklich sein kann.“

„Aber es ist unmöglich!“ betheuerte Fouché. „Sie



haben es ja gehört. Wenn ich nicht, bevor die Sonne sinkt, den Obrist Louis in das Gefängniß gebracht habe, so ist die Sonne meines Glückes untergegangen.“

„Und ich sage Ihnen, Fouché, wenn Sie dies thun,“ rief Josephine drohend, „wenn Sie dies zweite Mal zum Königsmörder werden, so bin ich Ihre unverföhnliche Feindin für das ganze Leben, so übernehme ich es, die Königin und ihren unglücklichen Sohn an Ihnen zu rächen, so werde ich Sie mit meiner Feindschaft verfolgen auf jedem Schritt, und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Sie vernichtet habe. Und Sie wissen wohl, Bonaparte liebt mich, und ich habe Einfluß auf ihn, und was ich will, das sehe ich zuletzt doch durch mit meinen Bitten, meinen Thränen, meinem Schmolten. Reizen Sie mich also nicht, Fouché, wollen Sie nicht, daß ich Ihre unverföhnliche Feindin werde! Retten Sie den Sohn des Königs, welchen Sie gemordet haben, versöhnen Sie die Mienen des unglücklichen Königspaares. Fouché, wir sind hier in dem Kabinett der Königin. Hier hat sie oft geweilt, hier hat sie ihren Sohn an's Herz gedrückt und den Segen Gottes für ihn erseht. Fouché, der Geist der Königin Marie Antoinette ist bei uns, und sie wird es hören, wenn Sie unbarmherzig ihrem Sohne das Leben weigern. Marie Antoinette wird Sie anklagen vor dem Throne Gottes, und wird zu ihm sehen.“ „Ja auch er Ihnen Barmherzigkeit verweigere, wenn Sie, Fouché, einst kommen, vor dem Throne Gottes Rechenschaft abzulegen von Ihren Thaten auf Erden. Fouché, im Namen der Königin, auf meinen Knien flehe ich Sie an, retten Sie ihren Sohn!“

Und Josephine, das Antlitz in Thränen gebadet, sank auf ihre Kniee nieder und hob die gefalteten Hände flehend empor. Fouché, tief erschüttert, bleich von den Erinnerungen, welche Josephine in ihm erweckt, Fouché neigte sich zu ihr nieder, und beschwor sie aufzusehen, und da sie sich weigerte, und da sie immerfort flehte, und drohte und weinte, ward sein Starrsinn endlich gerührt, oder vielleicht war es auch nur seine Klugheit, welche ihm rieth, aus der allmächtigen Gemahlin des zukünftigen Kaisers sich lieber eine Bundesgenossin als eine Feindin zu machen.

„Stehen Sie auf, Generalin,“ sagte er. „Welcher sterbliche Mensch vermöchte es, Ihren Bitten zu widerstehen, da selbst Bonaparte es nicht kann. Ich will Ihren Schützling retten, möge nachher aus mir werden, was da wolle!“

Sie sprang auf, und in dem Ungestüm ihrer Freude schlang sie ihre schönen Arme um Fouchés Hals und küßte ihn. „Fouché,“ sagte sie, „ich gebe Ihnen diesen Kuß im Namen der Königin Marie Antoinette. Es ist ein Kuß der Vergebung und des Segens. Sie schwören mir, daß Sie ihn retten wollen?“

„Ich schwöre es Ihnen, Generalin.“

„So schwöre ich Ihnen, daß, sobald er gerettet ist,

und Bonapartes Zorn ihn nicht mehr erreichen kann, ich Bonaparte Alles sagen und bekennen, und Alles so darstellen will, daß Bonaparte Sie belohnen und Ihnen sogar dankbar sein soll. Nun sagen Sie mir aber, wie Sie ihn retten wollen?“

„Ich werde es nur können, wenn Sie mir helfen, Generalin.“

„Ich bin zu Allem bereit, das wissen Sie wohl. Sagen Sie, was ich thun soll!“

„Sie müssen selber ein paar schriftliche Zeilen an den jungen Mann richten, Sie müssen ihn im Namen seiner Mutter, der Königin Marie Antoinette beschwören, daß er flieht, daß er sich rette vor dem Zorne des Ersten Consuls, daß er Europa verlasse.“

„Oh Fouché,“ sagte Josephine traurig, „wie schlaue Sie sind. Sie wollen meine Handschrift haben, um sich im Nothfall damit zu rechtfertigen vor dem Ersten Consul. Nun wohl, es sei, ich will Ihnen dieses Billet schreiben.“

Sie eilte zu ihrem Schreibtisch hin, und warf mit fliegender Hand rasch einige Worte auf ein Briefpapier, dann reichte sie es Fouché hin: „Lesen Sie,“ sagte sie, „es enthält Alles, was Sie gefordert haben, nicht wahr?“

„Ja, Generalin, und Sie haben Alles mit so schönen und rührenden Worten gesagt, daß der junge Mann davon bewegt werden, und Ihnen gehorchen wird. Wollen Sie nun noch die große Güte haben, das Blatt in ein Couvert zu stecken, und es zu adressiren?“

Sie faltete es und schob es in ein Couvert. „An wen soll ich es adressiren?“ fragte sie dann.

„Adressiren Sie: „An den König Ludwig den Siebenzehnten.“

Sie that es mit einem raschen Federzug und reichte dann Fouché das Blatt dar. „Nehmen Sie,“ sagte sie, „es ist Ihre Rechtfertigung. Und damit Sie ganz sicher sind,“ fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort, „damit Sie ganz sicher sind, behalten Sie diesen Brief. Was ich dem jungen Manne schriftlich sagen wollte, werde ich ihm lieber mündlich sagen.“

„Wie?“ rief Fouché, „Sie wollten —“

„Den König sehen und sprechen,“ sagte sie traurig, „ihn um Vergebung flehen für mich und für Bonaparte. Still, widersprechen Sie mir nicht, es ist eine beschlossene Sache. Ich will den jungen Mann sehen.“

„Aber er kann doch nicht hierherkommen, Generalin, hierher in die Höhle des Löwen?“

„Nein, nicht hierher in das entweihte Königsschloß,“ rief sie schmerzlich. „Nein, er kann nicht hierher kommen, ich werde zu ihm gehen.“

„Sie scherzen, Generalin, das ist ja unmöglich. Sie, die Gemahlin des Ersten Consuls, Sie wollen —“

„Ich will eine Pflicht der Dankbarkeit und der Treue erfüllen, Fouché. Ich fühle mich in meinem

Herzen noch immer als die Untertanin der Königin. Lassen Sie mich meinem Herzen folgen! Hören Sie! Mein Wagen steht bereit. Ich wollte zu meiner Freundin Tallien fahren. Ich werde statt dessen eine Spazierfahrt machen; im Bois de Boulogne lasse ich halten, schicke meinen Wagen fort, um zu Fuß zurückzukehren. Sie erwarten mich dort neben der Fontaine mit einem Fiacre, und führen mich zu dem König.“

„Es sei,“ sagte Fouché. „Ihr Wille soll mir Befehl sein. Nur bitte ich, sich zu beeilen, denn Sie wissen wohl, daß ich heute Vieles zu thun habe. Ich werde die Zeit benutzen, dem jungen Manne die nöthigen Reise-papiere zu besorgen. Sie aber Generalin, müssen ihm heraus helfen aus Paris. Denn Sie wissen ja, daß die Thore geschlossen sind.“

„Ich werde Bonaparte sagen, daß ich mich ängstige in diesem verschlossenen Paris. Ich werde hinausfahren nach St. Cloud. Sein Wagen kann dem meinen folgen, und wenn die Thorewache ihn hindern will, werde ich ihr befehlen, ihn passieren zu lassen! Nun eilen wir uns!“

Eine Stunde später stieg Josephine, nachdem sie ihre Equipage mit dem Bedienten, — denn es gab in der Republik jetzt schon wieder Herren und Bediente, — fortgeschickt hatte, in den unscheinbaren Fiacre, der sie neben der Fontaine erwartete. Fouché empfing sie in demselben, und konnte nicht müde werden sich zu entschuldigen über das schlechte Fuhrwerk, dessen die Gemahlin des Ersten Consuls sich bedienen mußte.

Josephine lachte. „Mein Lieber,“ sagte sie, „es hat Zeiten gegeben, wo ich sehr glücklich und sehr stolz gewesen wäre, wenn ich solch' einen Fiacre gehabt hätte, und nicht gezwungen gewesen wäre, zu Fuß im Schmutze die Straßen von Paris dahinwandern zu müssen. Lassen Sie es gut sein! Mich haben die jetzigen Tage des Ueberflusses nicht hochmüthig gemacht, und ich habe ein gutes Gedächtniß für die Vergangenheit. Aber sagen Sie mir, Fouché, wohin fahren wir, und wo wohnt der junge König?“

„Wir fahren, wenn Sie es gütigst genehmigen, in meine Wohnung, und ich habe den jungen Mann dort hin gebracht, denn in seiner Wohnung ist er nicht mehr sicher. Ich habe dieselbe von den Agenten der geheimen Polizei umstellen lassen, die seine Rückkehr erwarten, und Befehle haben, ihn sofort zu verhaften. Er wird aber natürlich nicht zurückkehren, und es wird dann leichter den Anschein gewinnen, als ob er von der Gefahrt, die ihn bedrohte, eine Ahnung gehabt, und zu rechter Zeit entflohen sei. Aber da sind wir schon vor meiner Thür, und wenn Sie den dichten Schleier, den Sie glücklicher Weise an Ihrem Hut befestigt haben, recht sorgfältig über Ihr Antlitz ziehen, so hoffe ich, wird Niemand sehen, daß die schönste Frau in Paris mein Haus mit Ihrer hohen Gegenwart beehrt.“

Josephine antwortete nicht auf diese Schmeichelei des Herrn Senators, sondern zog nur den schwarzen Spiz-

zensschleier fest über ihr Angesicht, und beeilte sich, den Fiacre zu verlassen und in das Haus einzutreten.

„Fouché,“ flüsterte sie, während sie die Treppe hinaufschritt, „Fouché, mein Herz kloßt so fürchterlich, wie damals, wo ich nach den Tuilleries fuhr, um der Königin Marie Antoinette vorgestellt zu werden. Es war das erste Mal, daß ich die Königin von Frankreich sprach.“

„Und jetzt Generalin, werden Sie zu dem letzten König von Frankreich sprechen,“ sagte Fouché lächelnd.

„Weiß er, wer ich bin?“

„Nein, Generalin, ich habe es Ihnen überlassen wollen, es ihm zu sagen. Hier sind wir an dem Salon, er ist da drinnen!“

„Warten Sie noch einen Augenblick, Fouché. Ich muß mich erst sammeln. Mein Herz kloßt fürchterlich! So! Oeffnen Sie jetzt die Thüre!“

Sie traten ein in den kleinen Salon. Josephine blieb neben der Thüre stehen, und während sie hastig den Hut mit dem verhüllenden Schleier abnahm und ihn Fouché darreichte, waren ihre großen leuchtenden braunen Augen unverwandt auf den jungen Mann gerichtet, der die Hände über der Brust in einander geschlagen, in der Fensternische stand, und ruhig und gelassen den Eintretenden entgegenschauete. In dieser Haltung, mit dem ruhigen Ausdruck seines Gesichtes, dem sanften Blick seiner blauen Augen, glück er so genau den Jugendbildern, welche man früher von Ludwig dem Sechszehnten gehabt, daß Josephine einen Ausruf des Staunens und der Ueberraschung nicht zurückhalten konnte, und rascher vorwärts schreitend sich dem jungen Manne näherte, der jetzt aus der Fensternische hervor und ihr entgegen trat.

„Madame,“ sagte er, sich tief verneigend vor dieser edlen und lieblichen Frau, die er nicht kannte, deren theilnahmenvoller und inniger Blick aber sein Herz erbeben machte, „Madame ohne Zweifel sind Sie die Dame, von welcher Herr Fouché mir gesagt hat, daß ich Sie hier erwarten sollte?“

„Ja, ich bin es,“ sagte Josephine mit vor Rührung bebender Stimme, die in Thränen schwimmenden Augen unverwandt auf dieses ernste jugendliche Antlitz gerichtet, das ihr vergangene schöne Zeiten zurückrief. „Ich bin gekommen, um Sie zu sehen, um Ihnen die Grüße eines Mannes zu bringen, den Sie geliebt haben, der Sie anbetete, und der gestorben ist, indem er Sie segnete.“

„Von wem reden Sie, Madame?“ fragte Louis erblickend. „Es ist wahr, Alle welche mich geliebt haben, sind todt, und nur aus dem Grabe können mir Liebesgrüße ertönen. Aber wer ist es? Welcher Gestorbene grüßt mich durch diese schönen Lippen?“

„Die Menschen nannten ihn Toulan,“ flüsterte Josephine, „die Königin Marie Antoinette nannte ihn Fidèle.“

„Fidèle,“ rief Louis mit einem Schmerzensschrei. „Fidèle ist todt! Mein Lebensretter, Er, dessen Treue, dessen Kühnheit mich erlöste aus meinem fürchterlichen Gefängniß. Oh, Madame, welche eine traurige Nachricht bringen Sie mir da!“

Josephine wandte sich mit einem leuchtenden, triumphirenden Blicke nach Fouché um, der hinter ihr in der Nähe der Thüre stehen geblieben war. Dieser Blick sagte: Sie sehen es, er ist kein Betrüger. Er hat die Probe bestanden.“

Fouché verstand die Sprache dieses Blickes sehr wohl, und ein Lächeln glitt über seine Züge hin. Dann wamnte Josephine sich wieder dem jungen Manne zu.

„Sie wußten es nicht, daß Toulan gestorben ist?“ fragte sie sanft.

„Wie konnte ich es wissen,“ rief er schmerzlich. „Man brachte mich damals weit fort auf ein einsames Schloß, wo ich mehrere Jahre verblieb, dann kam ich nach Deutschland, und von dieser Zeit habe ich fortwährend im Auslande gelebt. Seit ich wieder in Paris bin, habe ich wohl den Versuch gemacht, mich nach ihm zu erkundigen, allein Niemand konnte mir Nachricht über Toulan geben, und so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß er wirklich nach Amerika gegangen, denn das war seine Absicht, wie mir der andere Herr, der ihm bei meiner Lebensrettung behülflich gewesen, damals gesagt hatte.“

„Dieser andere Herr,“ sagte Josephine leise, „dieser andere Herr war der Baron von Farjaces. Und das Kind, welches man in den Temple brachte, war der —“

„Der Sohn des Grafen von Frotté,“ ergänzte Louis.

„Fouché, er ist es,“ rief Josephine. „Es ist der Sohn meiner edlen, unglücklichen Königin Marie Antoinette. Oh Sire, lassen Sie mich Ihnen meine Ehrfurcht bezeugen, wie es der Unterthanin zukommt, wenn sie ihrem König gegenüber steht. Sire, ich beuge meine Kniee vor Ihnen, und ich möchte mein ganzes Leben hinströmen in Thränen und Schmerz, möchte mit jeder dieser Thränen Sie um Vergebung ansehen für Frankreich, für uns Alle!“

Und die schöne, leidenschaftliche Creolin sank auf ihre Kniee nieder, und hob das liebliche, von Thränen überfluthete Angesicht zu dem jungen Manne empor, der verwirrt, erröthend sie anstarrte, dann sich hastig zu ihr neigte, und sie beschwor, sich zu erheben.

„Nicht eher, Sire,“ rief Josephine, „als bis Sie mir sagen, daß Sie mir, daß Sie uns Allen vergeben haben.“

„Ich Ihnen? Mein Gott, was könnte ich Ihnen zu vergeben haben? Herr Fouché, wer ist diese Dame, welche mich und meine Schicksale kennt, welche mir Grüße bringt von Fidèle? Was kann ich ihr zu vergeben haben? Wer ist sie? Nennen Sie mir ihren Namen.“

„Monsieur,“ sagte Fouché, zögernd näher tretend, „diese Dame ist —“

„Still, Fouché, ich will es ihm selber sagen,“ unterbrach ihn Josephine. „Sire, als Ihre schöne erhabene Mutter noch in Versailles weilte, hatte ich die Ehre, ihr vorgestellt zu werden, und an den Empfangstagen, an den großen, wie den kleinen, war ich zugegen. Eines Tages, es war schon in den unglücklichen Tagen der Schreckenszeit, wo die schöne Königin Versailles und das geliebte Trianon verlassen hatte, und in den Tuilleries wohnte, eines Tages begab ich mich dorthin, um der Königin meine Ehrfurcht zu bezeugen.“

„Das heißt, Madame,“ rief Louis, „Sie waren eine muthige und treue Frau, denn nur die Muthigen und die Treuen wagten sich damals noch in die Tuilleries. Oh, sprechen Sie weiter, weiter! Sie wollten der Königin Ihre Ehrfurcht bezeugen, sagten Sie. Die Königin empfing Sie, nicht wahr?“ Man führte Sie in den kleinen, gelben Salon?“

„Nein, Sire, die Königin war nicht dort, sie war in dem kleinen Musiksaal, und weil damals die Etiquette nicht mehr so strenge geübt wurde, war es mir gestattet, die Marquise von Tourzel in den Musiksaal begleiten zu dürfen. Die Königin bemerkte unser Eintreten nicht, denn sie sang. Ich aber blieb an der Thüre stehen, und betrachtete mir das wunderliche Bild, welches ich da vor mir sah. Die Königin, im weißen, schmucklosen Gewande, das hellbraune, wenig gepuderte Haar von einem schwarzen Spitzenstück verhüllt, saß am Spinnett, auf dem ihre weißen Hände ruhten. Unfern von ihr in der Fensternische saß Madame mit einer Stickerei beschäftigt. Ganz nahe bei ihr, auf einem kleinen Fauteuil saß ein Knabe von fünf Jahren. Ein liebliches Kind mit langen goldenen Locken, mit großen blauen Augen, wie ein Engel anzuschauen. Die kleinen, von Spitzenmanschetten eingerahmten Hände ruhten auf der Lehne des Fauteuils, die Blicke hielt er unverwandt auf das Antlitz der Königin gerichtet, und seine ganze zärtliche Kinderseele lag in dem Blicke, mit welchem er auf seine Mutter schaute. Die Königin sang, und der Ton dieser tiefen seelenvollen Stimme klang immer noch in meinem Herzen nach. Die Königin sang ein Lied für ihren Sohn:

„Dors, mon enfant, clos ta paupière,  
Tes cris me déchirent le coeur;  
Dors, mon enfant, ta pauvre mère  
A bien assez de sa douleur.“

Und während sie sang, wandte sie ihr Haupt zur Seite, nach ihrem Sohne hin, der unbeweglich, wie von einem Zauber besungen, ihr zuhörte. „Seht,“ rief da Madame, die Schwester des holden Knaben, „seht, ich glaube, der Louis Charles ist eingeschlafen.“ Da fuhr das Kind auf, und eine glühende Röthe überdeckte seine Wangen. „Oh Theresé,“ rief er zürnend, „wie könnte man wohl schlafen, wenn meine Mama Königin singt!“ Die Königin aber neigte sich zu ihm, drückte einen lan-

gen Kuß auf sein Haupt, und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein goldenes Haar. Ich sah es, und unwillkürlich füllten auch meine Augen sich mit Thränen, ich konnte sie nicht zurückhalten, und ging leise wieder hinaus, um draußen im Vorfaal mich wieder zu fassen. Sire, ich sehe sie noch vor mir, diese schöne Königin und ihre Kinder, und es ergeht mir heute, wie damals, ich muß weinen!“

„Und ich, oh mein Gott, und ich!“ murmelte Louis, indem er seine beiden Hände vor sein zuckendes Antlitz schlug. Selbst Fouché schien bewegt, und seine Lippen zuckten und seine Wangen erblaßten.

Eine lange Pause trat ein. Man hörte nichts, als das krampfhafteste Schluchzen des jungen Mannes, der noch immer die Hände vor seinem Antlitz hielt und so heftig weinte, daß die Thränen in schweren Tropfen zwischen seinen Fingern hervorquollen.

„Sire,“ rief Josephine jetzt mit flehender Stimme, „Sire, bei der Erinnerung an jene schöne Stunde beschwöre ich Sie, vergeben Sie mir, daß ich jetzt in diesen Zimmern wohne, welche einst die Königin Marie Antoinette bewohnte. Ach, es ist nicht mein Wunsch gewesen, und nur mit Bangen und Kummer habe ich es gethan. Glauben Sie mir das, Sire, und vergeben Sie mir, daß man mich gezwungen hat, in dem Schlosse der Könige zu wohnen.“

Er ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten, und starrte sie an. „Sie wohnen in den Tuilleries? Wer sind Sie, Madame, oh mein Gott, wer sind Sie?“

„Sire, damals war ich die Vicomtesse Generalin von Beauparnais, jetzt bin ich —“

„Die Gemahlin des Ersten Consuls,“ rief der Prinz, entsetzt zurückweichend, „die Gemahlin dessen, der mich verfolgt, der mich, wie Fouché sagt, auf das Schaffot bringen will.“

„Oh Sire, vergeben Sie es ihm,“ flehte Josephine. „Er ist nicht schlecht und nicht grausam, aber die Umstände zwingen ihn, so zu handeln. Gott selber, so scheint es, hat ihn auserkoren, diesem unglücklichen, aus tausend Wunden blutenden Lande mit seinem Feldenschild und seinem Heldengeiste den Frieden und die Gesundheit wieder zu geben. Er war der Retter Frankreichs und die dankbare Nation jauchzte ihm entgegen, und legte vertrauensvoll die Zügel der Regierung in seine Hände. Frankreich ist wieder stark und groß und glücklich geworden durch seine Siege, durch seine Regierung, und dennoch wird er täglich von Mördern bedroht, dennoch giebt es beständig Verschwörungen, deren Ziel es ist, den Mann zu tödten, dem Frankreich jetzt seine Wiebergelburt verdankt. Was Wunder, daß er, um endlich diesen Verschwörungen, diesen Attentaten ein Ende zu machen, durch eine That des Schreckens den Verschwörern Furcht einjagen will. Er ist dazu fest entschlossen, der Löwe ist durch neue Verschwörungen aus seiner Ruhe aufgeschreckt, und das Schütteln seiner Mähnen wird dies Mal alle die-

jenigen vernichten, welche es gewagt, sich wider ihn zu verschwören. Sire, ich klage Sie nicht an, ich sage nicht, daß Sie Unrecht thun, Alles zu versuchen, um das Erbe Ihrer Väter wieder zu erlangen. Möge Gott richten zwischen Ihnen und Ihren Feinden! Aber Ihre Feinde haben die Macht in Händen, und Sie müssen der Macht weichen! Oh mein unglücklicher, theurer, beklagenswerther Herr, ich beschwöre Sie, retten Sie sich vor dem Borne des Ersten Consuls, vor den Verfolgern, welche ausgesandt sind, Sie zu suchen. Wenn man Sie findet, sind Sie verloren, und Niemand auf der Welt wird Sie dann noch retten können. Fliehen Sie also, fliehen Sie, da es noch Zeit ist!“

„Fliehen,“ rief der junge Prinz schmerzlich. „Abermals fliehen! Mein ganzes Leben ist eine fortwährende Flucht, ein fortwährendes Verbergen gewesen! Wie der ewige Jude muß ich wandern von Land zu Land, kann nirgend rasten, nirgend Frieden finden. Heimathlos, elternlos, ohne Namen irre ich umher, und wie ein geheftetes Wild muß ich immer wieder auf, denn immer ist die Meute wieder hinter mir. Nun so sei es denn, ich bin es müde, meinem Schicksal noch länger zu trosten, ich ergebe mich in das Unvermeidliche. Möge der Erste Consul mich als einen Verschwörer auf das Blutgerüst schicken, ich bin bereit zu sterben, denn im Tode werde ich wenigstens die Ruhe finden, welche mir das Leben so grausam versagt. Ich fliehe nicht, ich bleibe! Das Beispiel meiner Eltern wird mich zu sterben lehren.“

„Oh sprechen Sie nicht so,“ flehte Josephine, „haben Sie Erbarmen mit mir, Erbarmen mit sich selber! Sie sind noch so jung, das Leben hat Ihnen noch so Vieles zu ersehen, es bleibt Ihnen noch so Vieles zu hoffen! Sie müssen leben, nicht um den Tod Ihrer erhabenen Eltern zu rächen, sondern um ihn zu verschönern, um ihr Andenken zu verklären. Sohn der Könige, Sie haben das Leben erhalten von Gott und von Ihren Eltern, Sie dürfen nicht leichtsinnig es hinwegsen, sondern Sie müssen es vertheidigen, denn der Segen Ihrer Mutter ruht auf Ihrem Haupte, das Sie retten müssen vor dem Schaffot!“

„Sie müssen leben,“ sagte Fouché, „denn Ihr Tod würde Denen eine Freude sein, welche die wüthenden Feinde der Königin Marie Antoinette waren, und Ihre lachenden Erben sein würden. Wollen Sie dem Grafen von Lille das unbestrittene Recht gönnen, sich Ludwig den Achtzehnten zu nennen? Dem Grafen von Lille, welcher die Königin Marie Antoinette so viel Thränen hat vergießen gemacht?“

Der Prinz fuhr empor, und eine Bornesflamme leuchtete in seinen Augen auf. „Nein,“ rief er, „der Graf von Lille soll diese Freude nicht haben! Er soll sein fluchbeladenes Haupt nicht mit dem ruhigen Bewußtsein auf das Kissen legen, daß Er der König der Zukunft sei. Mein Schatten soll ihm den Schlaf beunruhigen,

und die Möglichkeit, daß ich wiederkommen und mein Eigenthum von ihm zurückfordern könnte, soll der Schrecken sein, der die Ruhe von ihm fern hält. Sie haben Recht, Madame, ich muß leben! Der Geist der Königin Marie Antoinette schwebt über mir, und er will, daß ich lebe, und durch mein Leben sie räche an ihrem ärgsten Feind! So möge es denn geschehen! Sagen Sie mir, Fouché, wohin ich wandern, wo der arme Verbrecher sich verbergen soll, dessen einziges Verbrechen doch darin besteht, daß er lebt, daß er der Sohn seines Vaters ist? Wo giebt es eine Höhle, in der das arme gekehrte Bild sich verfrachten kann vor der verfolgenden Meute?"

"Sire, Sie müssen fort, weit, weit fort in die Ferne," rief Josephine. "Der Arm des Ersten Consuls ist mächtig und stark, und sein Adlerblick schaut über ganz Europa hin und würde Sie überall entdecken und finden."

"Sie müssen jenseits des Meeres vorläufig eine Heimath suchen," sagte Fouché, näher tretend. "Ich habe schon darnach meine Maßregeln getroffen, daß Sie es können. Es gehen täglich von Marseille Schiffe nach dem Süden ab, auf einem dieser Schiffe gehen Sie nach Amerika. Amerika ist das Land der Freiheit, der Abenteuer und der großen Begebenheiten. Sie werden dort hinlängliche Beschäftigung finden können für Ihren Geist, für Ihren Thatendrang."

"Es ist wahr," sagte Louis mit einem bittern Lächeln, "ich werde nach Amerika gehen. Ich werde mir bei den Wilden eine Zuflucht suchen, vielleicht ernennen mich diese zu ihrem Häuptling, und schmücken mein armes Haupt mit einer Krone von Federn als Ersatz für meine Krone von Gold. Ja, ich will nach Amerika! In den Urwäldern, bei den Kindern der Natur wird es wohl eine Stätte geben für den Ausgestoßenen, den Heimathlosen. Madame, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihre Güte, und meine Dankbarkeit soll darin bestehen, daß ich mich ganz Ihrem Willen unterwerfe. Sie haben die Königin Marie Antoinette geliebt, Segen über Sie und Alle, die Sie lieben!"

Er reichte Josephine seine beiden Hände dar, und als sie dieselben an ihre Lippen drücken wollte, neigte er mit einem traurigen Lächeln sich zu ihr.

"Madame, segnen Sie meine arme Stirne mit dem Kuß dieser Lippen, welche einst die Hand meiner Mutter geküßt haben!"

Josephines Lippen berührten mit einem sanften Kuße die reine klare Stirn des jungen Mannes und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein blondes Haar.

"Gehen Sie, Sire," sagte sie, "und möge Gott Sie segnen und behüten. Wenn Sie jemals meiner bedürfen, so rufen Sie mich, und seien Sie gewiß, daß so lange ich lebe, ich niemals Ihre Stimme überhören werde!" —

Eine Stunde später fuhr die Gemahlin des Ersten Consuls hinaus nach St. Cloud. An der Ecke der Rue St. Honoré schloß sich ein zweiter Wagen dem ihren an, und der junge Mann, welcher in demselben saß, grüßte ehrfürchtvoll Josephine, welche sich weit aus dem Wagen neigte, um seinen Gruß zu erwidern.

An der Barrière hielten die Wagen an, denn die Thore von Paris waren noch immer geschlossen. Aber Josephine winkte den Offizier der Wache an ihren Wagen, und er kamte zum guten Glück die Gemahlin des Ersten Consuls.

"Es ist also nicht nötig," fragte Josephine mit einem reizenden Lächeln, "nicht nötig, daß ich einen Erlaubnißschein vom Ersten Consul herbeischaffe, um mit meiner Begleitung das Thor passieren zu können? Sie glauben also nicht, daß ich, und mein Cabinetsecretair, der in dem zweiten Wagen sitzt, zu den Räubern gehören, welche das Leben meines Gemahls bedrohen?"

Der Offizier, ganz bezaubert von der Anmuth und Goldseligkeit Josephines, verneigte sich tief, und gab dann der Wache den gebieterischen Befehl, sofort das Thor zu öffnen, und die beiden Wagen passieren zu lassen.

Der Sohn der Königin war also gerettet! Zum zweiten Male verließ er Paris, um als ein Geächteter, Ausgestoßener ungewissem, abenteuerlichem Schicksal entgegen zu gehen.

## 33.

## Nach langer Wanderschaft.

Für die Stadt Paris war der sechzehnte Februar 1804 ein Tag des Schreckens und des Entsetzens. Die Thore blieben den ganzen Tag geschlossen, Militär-Patrouillen durchzogen die Straßen, an deren Ecken die Proklamation angeheftet war, durch welche Murat, der Gouverneur von Paris, der Stadt verkündete, daß fünfzig Räuber und Mörder sich in derselben befänden, und dem Consul nach dem Leben trachteten.

Der Verurtheilte, Chirurg Dueroles, hatte indessen seine Bekenntnisse gemacht, und die Hauptverschworenen und ihre Verstecke genannt, und erst, nachdem alle von ihm genannten Personen aufgefunden und verhaftet waren, öffnete man wieder die Thore der Hauptstadt.

Ein großartiger Prozeß begann nun, nachdem man nach und nach immer mehr noch der Verschworenen, welche vom Ausland als Abgesandte der Bourbonen nach Paris gekommen waren, dort verhaftet hatte. Auch der General Pichegru, der Parteigänger Geor-

ges, und vor allen Dingen der General Moreau befanden sich unter den Verhafteten, angeklagt einer Verschwörung gegen das Leben des Ersten Consuls.

Die Geschichte dieses Prozeßes war umgeben von einem geheimnißvollen Dunkel, und nur flüsternd wagte man sich zu erzählen, daß General Pichegru sich in seinem Gefängniß selbst entleibt habe, oder wie man noch leiser flüsterte, daß er im Gefängniß hingerichtet worden. Dann aber an einem Tage sah man in ganz Paris nur bleiche, traurige Gesichter, und ein Gemurmel des Entsetzens durchlief alle Straßen und alle Häuser.

Es hieß: Der Herzog von Enghien, der Enkel des Prinzen von Condé, sei von französischen Soldaten jenseits der Grenze im Baden'schen arretirt und nach Vincennes gebracht worden. Dort sei er in derselben Nacht angeklagt, der Mitwisser und Beförderer eines Complots zu sein, das gegen das Leben des Ersten Consuls und die Ruhe der Republik gerichtet gewesen, von dem rasch versammelten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, und in selber Nacht dieses einundzwanzigsten März sei der Herzog von Enghien in dem Festungswall von Vincennes erschossen worden.

Das Gerücht kündete die Wahrheit. Bonaparte hatte sein Wort erfüllt, er hatte der bedrohten Republik ein königliches Opfer dargebracht, er wollte durch eine That des Schreckens die Verschwörer mit Entsetzen und Angst erfüllen, damit sie abständen von ihren blutigen Mähen.

Das Mittel war grausam, aber es erreichte die Wirkung, welche Bonaparte davon erhoffte, und hinfort gab es in Frankreich keine Verschwörungen mehr gegen das Leben des Ersten Consuls, der sich noch in demselben Jahr am achtzehnten Mai zu einem Kaiser erklärte.

Wenige Tage darauf erschien die öffentliche Anklage-akte gegen die Verschworenen, und am dritten und vierten Juni fanden die öffentlichen Verhöre statt, denen Fouché als wieder installirter Polizeiminister beiwohnte, während Regnier in seiner neuen Würde als Großrichter präsidirte.

Siebenzehn der Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, Andere zu langjährigem Gefängniß, zu diesen gehörte der General Moreau. Aber die Volksstimme erklärte sich so laut und so energisch für den tapfern General der Republik, daß man es für gerathen hielt, dieselbe nicht zu überhören. Moreau ward aus dem Gefängniß entlassen, und begab sich nach der spanischen Grenze, von wo er sich nach Nordamerika einschiffte.

Am fünfundzwanzigsten Juni wurden auf dem Grèveplatz zwölf der Verschworenen, an ihrer Spitze Georges, hingerichtet, die andern fünf zum Tode Verurtheilten hatte der nunmehrige Kaiser Napoleon zur Deportation begnadigt.

Die sanfte gutherzige Josephine schaute allen diesen

Dingen mit Angst und Trauer zu, aber sie konnte sie nicht hindern, denn ihre Macht über das Herz ihres Gemahls war schon im Erlöschen, und die Sonne ihres Glückes war im Untergehen. Ihre Bitten, ihre Thränen hatten nicht mehr, wie sonst, entscheidende Gewalt über Bonaparte, und sie hatte mit derselben den Tod des Herzogs von Enghien nicht abwenden können.

"Ich habe Alles versucht," sagte sie mit Thränen in den Augen zu Bourienne, dem Cabinetsecretair des Kaisers, "ich wollte um jeden Preis ihn von seinem traurigen Vorhaben abbringen. Er hatte es mir nicht anvertraut, aber Sie wissen, wie ich seine Gedanken errathe. Auf mein Eindringen gestand er mir auch seine Absicht, aber mit welcher Härte stieß er meine Bitten von sich. Ich habe mich an ihn geklammert, und bin vor ihm auf die Kniee niedergestürzt. "Mißt Euch in das, was Euch angeht," schrieb er wüthend, indem er mich zurückstieß. "Dies sind nicht Weibersachen, laßt mich in Frieden." Und so mußte ich denn das Entsetzliche geschehen lassen, und konnte es nicht hindern. Nachher aber, nachdem es geschehen, war Bonaparte doch tief ergriffen, und mehrere Tage blieb er traurig und schweigsam, und schalt nicht mehr, wenn er mich in Thränen fand."

Die Jahre vergingen, die Tage des Glanzes und der Herrlichkeit, und ihnen folgten für Josephine, und dann auch für Napoleon die Tage der Schmerzen und des Elends! Von Napoleon verstoßen, trauerte Josephine vier Jahre lang um ihre verschmähte Liebe und ihr zertretenes Glück, dann aber, als Napoleons Glückstern erlosch, als er seiner Kaiserkrone beraubt ward und Frankreich verlassen mußte, dann brach Josephines Herz, und sie verbarg sich in ihrem Grabe, um Napoleons Erniedrigung nicht zu sehen.

Das Kaiserthum war also beseitigt, und der Graf von Ville, von den fremden Potentaten, nicht von der französischen Nation gerufen, kehrte nach Frankreich zurück, um als Ludwig der Achtezehnte den Thron der Lilien wieder aufzurichten.

Und wo war, während dies geschah, der Sohn der Königin Marie Antoinette? Wo war Ludwig der Siebenzehnte?

Er hatte das Wort wahr gemacht, welches er zu Josephine gesprochen. Er war in die Urwälder und zu den Wilden gegangen, und sie hatten ihm eine Krone von Federn gegeben, und ihn zu ihrem König ernannt. † Jahre lang lebte er unter ihnen, geehrt als ihr König, geliebt als ihr Held. Aber dann faßte ihn die Sehnsucht nach der Heimath und dem Vaterlande, und er benutzte die Gelegenheit, als er im Auftrag seines Vol-

\* Bourienne: Mémoires du Consulat et l'Empire. Vol. V.

† Mémoires du Duc de Normandie. Pag. 89—162.